

Ihr da unten, wir hier oben

Wohl dem, der es sich leisten kann? Gedanken über eine rätselhafte Inschrift in der Künstlergarderobe der Schleyerhalle

Von Jan Ulrich Welke

Man wüsste sie so gerne, die Namen der unbekanntesten Schmierfinken. Aber leider wird wohl keiner von ihnen bisher auch nur ein Exemplar der Stuttgarter Zeitung aufgeschlagen haben, weshalb die Chance, dass sie sich nun melden, gering ist. Geknipst wurde das Foto hier rechts, daher die bescheidene Qualität, mit dem Mobiltelefon von Michael Setzer, dem Gitarristen der Band End of Green. Entstanden ist es in der Herrentoilette der Künstlergarderobe in der Schleyerhalle. Dort also hat ein leider unbekannter Künstler mit einem Eddingstift „I hate this Gig“ – „Ich hasse diesen Auftritt“ – hingeschmiert, und ein anderer – es handelt sich offenkundig um zwei verschiedene Pinselstriche – „me too“ („ich auch“) hinzugefügt.

Nun ist es bekanntlich nicht allzu vielen Stuttgarter Bands wie End of Green vergönnt, in der Schleyerhalle zu spielen. Stuttgart's größte Konzertarena fasst bis zu 15 000 Besucher, hier gastieren im Regelfall nur Weltstars, hier gastieren im Regelfall nur Weltstars. Pink oder Lionel Ritchie waren in diesem Jahr schon da, Metallica, Elton John und Depeche Mode kommen noch. Wer in der Schleyerhalle auftritt, wird am Flughafen oder in einem Nobelhotel mit einer Limousine abgeholt, am streng abgeschirmten Backstageingang vorgefahren und findet in den dortigen Räumlichkeiten die Annehmlichkeiten, die sein Management zuvor in einem sogenannten Technical Rider bestellt hat.

Nicht ohne meine Zigarren

Kalte und warme Mahlzeiten zählen dazu, Lieblingsgerichte und -snacks, Getränke im Überfluss nach Wunsch, teils sogar spezielle Möblierungsvorgaben und manch obskure Sonderwünsche sind in diesen Rüdern aufgeführt. Céline Dion etwa erwartet einen auf exakt 73 Grad Fahrenheit temperierten Umkleideraum, Elton John einen großen Blumenstrauß, in dem sich allerdings keine Nelken, Chrysanthemen oder Lilien befinden dürfen. Die Red Hot Chili Peppers verlangen einen Meditationsraum, der jedoch nicht blau gestrichen sein darf, und der Hip-Hopper 50 Cent fordert neben seiner Privatgarderobe einen „Bewertungsraum“, in dem sich unter anderem 24 Handtücher und eine Kiste Zigarren zu befinden haben.

Es mangelt den Künstlern also an nichts, wie man ja ohnehin vermuten könnte, dass Menschen, die für die Ausübung ihres Hobbys von Zigttausend Menschen gebührt werden, die mit allen Annehmlichkeiten versorgt werden und damit obendrein noch sehr viel Geld verdienen, zumindest darüber nicht allzu unglücklich sein dürften. Wenn also ein Musiker mit dem Verlauf seiner künstlerischen Karriere richtig zufrieden sein kann, dann ja wohl einer, der es bis auf die Bühne



Schön hier in Stuttgart, oder? Nein, finden manche Musiker: „Ich hasse diesen Auftritt“ – „Ich auch“ steht auf Englisch in der Backstageherrentoilette der Schleyerhalle. Foto Michael Setzer

der Schleyerhalle gebracht hat – einer der wenigen unter zehntausend hoffnungsfrohen Künstlern also, der es geschafft hat.

Fragt sich folglich, warum zwei von diesen Glückspilzen ihren Auftritt so sehr gehasst haben, dass sie dies der Nachwelt sogar an der Abortwand mitteilen mussten. Und es fragt sich, wer das war.

Musiker waren es definitiv, so viel scheint festzustehen. Das Wort „Gig“ als Bezeichnung für einen Auftritt stammt eindeutig aus dem Musikerjargon. Den Geiger André Rieu und Elton John, beide sind häu-

fige Gäste in der Schleyerhalle, kann man wohl ausschließen. Diese zwei Herren sehen nicht so aus, als würden sie in ihren Fracktaschen Filzstifte mit sich führen. Campino von den Toten Hosen, Smudo von den Fantastischen Vier und Hartmut Engler von Pur, allesamt waren ebenfalls schon mehrfach in der Schleyerhalle zu Gast, wohl ebenfalls – sie hätten Deutsch geschrieben.

Englischsprachige Musiker müssen es also gewesen sein. Michael Jackson kommt nicht infrage, er zählt zu den wenigen internationalen Topstars, die noch nie in der

Schleyerhalle aufgetreten sind. Die Herren von Depeche Mode, darf man getrost mutmaßen, auch nicht: Wenn die britische Popband im November in Stuttgart auftritt, wird dies das 77. von insgesamt 91 Konzerten sein, auf die diese Band ihre diesjährige Welttournee freiwillig aufgestockt hat.

War es natürlich ein Musiker, der eine brechend volle Hütte erwartete und dann vor einem kümmerlich kleinen Häufchen stand, ein Mitglied der Band The Corrs bei ihrem Konzert im Oktober 2004 oder Ricky Martin bei seinem Gastspiel im April 2006, als jeweils lediglich zweitausend Zuschauer die Riesenhalle „bevölkerten“? Und überhaupt? Hat nicht auch ein Superstar mal das Recht, einen richtig übellauligen Tag zu haben?

Hat er, natürlich. Genauso wie er auch nicht in der Pflicht steht, gut gelaunt auf der Bühne zu stehen. Musiker, die mehr oder weniger griesgrämig ihren Dienst verrichten (Bob Dylan, Oasis) und zu denen trotzdem die Massen strömen, gibt es schließlich genug. Und einen Rechtsanspruch auf ein gutes Konzert gibt es schon dreimal nicht.

Lob und Preis der Ehrfurcht

Die Zuschauer zahlen allerdings in der Schleyerhalle auch sehr viel Geld für die von den Musikern erwartbare Dienstleistung, 72 Euro für einen Stehplatz bei Depeche Mode oder bis zu 116 Euro für einen Sitzplatz bei Elton John etwa. Und erwarten dafür zu Recht auch eine besonders herausstechende künstlerische Leistung. Musiker zumindest, die sich freuen, dass so viele Menschen nur ihretwegen gekommen sind. Musiker gar, denen es Spaß macht zu musizieren – und die nicht an die Wände pinseln, dass sie heute irgendwie so gar keine Lust haben?

„Wie ein kleiner Junge im Spielzeugladen“, erzählt der Gitarrist Michael Setzer, habe er sich gefühlt, als er mit seiner Band End of Green zum ersten Mal im Leben auf jener Bühne stehen und in die Riesenhalle blicken durfte, in der er zuvor immer nur neidisch im Publikum stand. Den unbekanntesten Musikern scheint derlei Ehrfurcht fremd geworden zu sein. Bleibt die Frage, ob sie, nachdem sie die Toilette vollgekratzt hatten, auf der Bühne standen und die beliebte Floskel „It's good to be here“ ins weite Rund der Schleyerhalle gerufen haben. Und sich dabei, auf dem Gipfel der Verlogenheit, sogar über die Idioten da unten heimlich totgelacht haben? Vielleicht sind wir ja einfach nur zu naiv: aber ein kleines bisschen von seiner heiteren Unschuld hat der Satz „It's good to be here“ jedenfalls verloren, wenn ihn demnächst in der Schleyerhalle mal wieder irgendein Star skandieren wird.

Mehr zu den teils bizarren Backstageanforderungen der Stars gibt es auf der interessanten Seite www.thesmokinggun.com/backstage.

Grüße an den lieben Kleinen!

Prousts Briefe im Literaturhaus

Von Rolf Spinner

„Ich hasse Korrespondenzen“, schrieb Marcel Proust 1916 an seinen „mon cher petit“, den zeitweiligen Geliebten Lucien Daudet, an den er im Laufe seines Lebens mehrere Hundert Briefe gerichtet hat. Als er nach dem Ersten Weltkrieg endlich vom Geheimtipp zum Liebling der Pariser Literaturszene avanciert war, forderte er den Zeitschriftenredakteur Jacques Rivière auf, die „schädlichen Papiere“ seiner Korrespondenz zu vernichten. Er befürchtete, das Interesse an seiner Person werde die Beschäftigung mit seinem Romanwerk in den Hintergrund drängen.

Genützt haben diese Bitten alle nichts. Etwa fünftausend Briefe von Proust hat die Forschung zusammengetragen, wie Jürgen Ritte im vergangenen Montag im Literaturhaus berichtete. Schon 1923, ein Jahr nach dem Tod des Autors, wurden 120 Briefe von Proust versteigert; 1930 entschloss sich der Nachlassverwalter Robert Proust zu einer sechsbändigen Ausgabe der Korrespondenz seines Bruders. Seit 1993 liegt eine von Philip Kolb besorgte 21 Bände umfassende wissenschaftliche Edition vor. Was jetzt noch fehlt, ist eine deutsche Übersetzung. An diesem Projekt arbeitet der an der Sorbonne lehrende Jürgen Ritte seit einem Jahr und hat als Vorgeschmack darauf eine Ausstellung im Münchner Literaturhaus organisiert, zu der im Snoeck Verlag ein opulenter Katalog erschienen ist. In Stuttgart hat er nun zusammen mit dem Sprecher Norbert Beilharz eine Auswahl aus diesen Briefen vorgestellt.

Proust selbst hat sich in einem Essay über Flaubert über die Mediokritik dessen Korrespondenz mokiert. Dieses Urteil, so Ritte, treffe bisweilen auch auf Prousts Briefe zu, die manchmal stilistische Mängel aufwiesen, in einem eher mündlichen Stil gehalten seien und viel Klatsch enthielten. Das hatte schon Samuel Beckett zu der lästerlichen Bemerkung veranlasst, Proust würde in seinen Briefen wie ein „geschwätziges altes Weib“.

Ritte warb dagegen um Verständnis für den Briefschreiber: Man habe damals Briefe so flüchtig geschrieben wie heute E-Mails, entscheidend sei der Gebrauchswert, nicht der literarische Wert gewesen. Dennoch fehle es darin nicht an „Glanzlichtern von Humor und Selbstironie“. Prousts Korrespondenz spiegle ein Schriftstellerleben zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit all seinen Alltagsproblemen: Mal berichtet der Schriftsteller seiner Mutter über seinen Gesundheitszustand, mal windet er der Schwester seines Freundes Reynaldo Hahn blumige Jugendstilgärtchen, mal konsultiert er eine Bekannte wegen des Verkaufs von Möbeln und Teppichen – und mal schmeichelt der Dichter seinen adligen Freundinnen mit mondänen Komplimenten.

KULTURBEUTEL

Oliver von Schawen liest aus Krimi

In der Buchhandlung Undercover Krimi & Hörbuch, Nesenbachstraße 50, liest heute um 20 Uhr der Autor Oliver von Schawen aus seinem neuen Buch „Schillerhöhe“, das mit viel Lokalkolorit von dem Stuttgarter Kriminalkommissar Peter Struve handelt, der sich mit viel Humor durch die Midlife Crisis schleppt.

Malwettbewerb für Neue Bibliothek

Jetzt aber los! „Die vielen Seiten der Stadtbücherei“ heißt ein Projekt der Bibliothek, zu dem jeder auf einem Blatt DIN-A4-Papier beschreiben, malen, zeichnen und gestalten kann, was für ihn die eindrucksvollste Seite der Stadtbücherei ist. Eine Auswahl der so entstandenen Seiten werden zu einem Buch gebunden und im Grundstein der neuen Bibliothek verewigt. Die gestaltete Seite kann in einer der 21 Einrichtungen der Stadtbibliothek bis zum 2. Mai abgegeben oder per Post eingereicht werden.

Die Puppenspieler haben alle Hände voll zu tun

Im Fitz präsentieren sich eine Woche lang junge Figurenspieler – Werner Knoedgen leitet in Stuttgart den einzigartigen Studiengang

Heute beginnt im Fitz das Forum für junges Figurentheater NEWZ. Werner Knoedgen bildet im Studiengang Figurentheater die jungen Spieler aus.

Beim Festival ist die Stuttgarter Musikhochschule gut vertreten. Aber wovon sollen die Spieler später leben?

Wir haben mal versucht, das zu erfassen: Achtzig Prozent unserer Absolventen der letzten 25 Jahre sind in ihrem Beruf tätig.

Gibt es also genug Auftrittsmöglichkeiten?

Die Nachfrage ist fast nicht zu sättigen. Wenn man agil ist, kann man ständig spielen. Schwierig ist es, an festen Häusern unterzukommen. Aber die Probleme, die Schauspieler haben, gibt es bei uns nicht.

Aber das ist vor allem Kindertheater?

Es hat zugenommen. Aber die Studenten wollen sich meist nicht gleich festlegen. Manchmal sind es pragmatische Gründe, weil der Markt für Kinder groß ist. Aber das Vorurteil, dass Puppenspiel Kinderkram ist, gilt nicht mehr.



Werner Knoedgen

Bei NEWZ ist nicht nur Stuttgart vertreten. Wird überall ausgebildet?

Kurse und Workshops gibt es zuhauf. In Berlin wird rein darstellerisch, bei uns hingegen bildnerisch und darstellerisch ausgebildet. Das unterscheidet uns. Das Interdisziplinäre ist schon immer unsere Domäne.

Stimmt der Eindruck, dass es wieder mehr

Figuren und weniger Experimente gibt?

Diese Tendenz gibt es. Am Anfang tauchte überall eine Videokamera auf, das war Mode. Außerdem gab es eine Scheu vor der Volkstradition des Puppenspiels. Inzwischen hat eine Identitätsfestigung stattgefunden. Es ist, als wäre ein Ballast abgefallen – man kann jetzt wieder abgebildete Lebewesen darstellen.

Heute sieht man die Spieler auch immer. Wollen sie sich selbst darstellen?

Und selber den Applaus bekommen? Das ist nicht die ganze Wahrheit. Es gibt auch technische Gründe. Wenn man die Spieler nicht sehen kann, gelten Illusionsgesetze. Das war uns zu naiv. Durch das offene Spiel hat das Figurentheater zwei Ebenen, auf denen man agieren kann. Da kommen die verrücktesten Dinge heraus. Schauspiel hat nur eine Ebene. Bei unserem Theater hat man dagegen viel mehr Möglichkeiten. (adr) Foto Luzia Simons

Festival NEWZ 09

Vom 29. April bis 6. Mai ist im Fitz unterm Tagblattturm täglich junges Figurenspiel zu sehen. Der Stuttgarter Studiengang Figurentheater ist mit sechs Arbeiten von Studenten und Absolventen vertreten, außerdem werden Gastspiele aus Berlin, Dresden und Gebersdorf gezeigt. Am Wochenende gibt es zusätzlich Vorstellungen für Kinder. Am Samstag um 17 Uhr findet eine Diskussion statt zum Thema „Künstliche Welten – Künstliche Menschen“ mit den Münchner Theaterwissenschaftlerinnen Mascha Erbeling und Meike Wagner sowie Andreas Lange vom Computerspielemuseum in Berlin. Bis zum Sonntag wird es auch ein Spätprogramm geben, außerdem stehen die jungen Figurenspieler zu Gesprächen bereit. adr

Programm unter www.fitz-stuttgart.de

EX LIBRIS EXTRA: SEE-STÜCKE

Gleichnis eines Ozeans

Der Bodensee in zwei neuen literarischen Anthologien

Von Susanne Veil

Wahrscheinlich ist er für die Stuttgarter immer noch der Ort der kleinen Flucht am Wochenende, mit dem Versprechen von Italien hinter der Alpenkette. Gleich zwei neue Anthologien mit literarischen Texten über den Bodensee bedienen diese Sehnsucht. Die „Bodenseegeschichten“ (Klöpfer & Meyer) sind schöner gestaltet und augenfreundlich gesetzt. „Im Sog des Bodensees“ (Edition Isele) bietet, enger bedruckt, deutlich mehr Text, ist aber schwerer zu lesen. Unterhaltssam sind beide.

Der See zieht seit Jahrhunderten nicht nur die Maler, sondern auch die Schriftsteller an. Die Auswahl ist groß und bunt. Beide Bände legen zu Recht den Schwerpunkt auf das zwanzigste Jahrhundert und die Gegenwart. Klaus Isele, der Herausgeber der Sammlung „Im Sog des Bodensees“, schreibt im Vorwort: „Der See als Objekt der Schilderungen gerät in den Hintergrund, die Menschen und ihr soziales Umfeld treten (...) stärker hervor.“ Beide Anthologien zitieren pflichtgemäß Erasmus („Geselligkeit am See“) oder aus Goethes Reisetagebüchern. Es ist auch amüsant zu lesen, wenn Eduard Mörike vom leichteren Leben am See schwärmt und seinem Briefpartner 1851 gesteht: „Es tut mir doch weh aus dieser Gegend zu scheiden und – unter uns gesagt – vor Stuttgart graut mir insgeheim.“ Aber die neuen Texte sind

die interessanteren. Erstaunlich, wer alles am Bodensee gelebt und geschrieben hat.

Die Auswahl der Autoren und Texte überschneidet sich naturgemäß öfters. Es sind neben alten Bekannten wie Hesse und Martin Walser auch Entdeckungen wie Peter Blicke („Von Eggingen nach Überlingen“) oder Kurt Bracharz („Selten erzählte Vorarlberger Sagen“). Die österreichische Seite und die Schweizer Seite kommen nicht zu kurz: zum Beispiel Carl Seeligs „Spaziergänge zum See mit Robert Walser“ (St. Gallen) oder Franz Michael Felders „Wanderung aus dem Wald nach Bregenz“. Die von Jochen Kelter und Hermann Kinder herausgegebenen „Bodenseegeschichten“ umfassen auch Gedichte. Lyrisches (Rilkes „Vision“) und Komisches (Oswald von Wolkenstein), Schulbuchklassiker wie Droste-Hülshoffs „Am Turme“ und weniger Bekanntes wie Gerd Kolters „Reichenau“. Die Edition Isele hat auf Lyrik verzichtet und verweist auf den Band „150 Bodensee-Gedichte aus zwölf Jahrhunderten“ von Christel Hierholzer.

Es geht den Herausgebern nicht nur darum, den Stuttgarter die Zeit bis zum nächsten Kurzurlaub zu versüßen. Die Nazizeit, der Weltkrieg machten vor der Idylle nicht halt, worauf zum Beispiel in den „Bodenseegeschichten“ ein Text über die KZ-Außenstelle in Überlingen zählt.

Vergnüglich wird es, wenn sich moderne Schriftsteller auf ältere Vorbilder beziehen, zum Beispiel in den „Bodenseegeschichten“



Das Schwäbische Meer ist auch eine Quelle der Inspiration. Foto AP

Stefan Keller („Ein Gerücht über Friedrich Hölderlin“ 1988) oder Robert Gernhardt's Gustav-Schwab-Parodie „Bodenseereiter“ – zur Melodie des Lennon/McCartney-Songs „Paperback Writer“. Nicht einmal taucht das Klischee vom „schwäbischen Meer“ auf. Dafür wird ein Gedicht der Amerikanerin Jan Heller Levi zitiert. Darin nennt sie den Bodensee treffend „a parable of an ocean, possibly“: ein Gleichnis eines Ozeans, womöglich.

Jochen Kelter, Hermann Kinder (Hg.): Bodenseegeschichten. Verlag Klöpfer & Meyer, Tübingen. 376 Seiten, 22,90 Euro.

Klaus Isele (Hg.): Im Sog des Bodensees. Eine literarische Anthologie. Edition Isele, Eggingen. 374 Seiten, 19 Euro.

Blick in den Seelenspiegel

Schriftstellerinnen liegen „auf einem Badesteg“

Von Barbara Schaefer

Befragt nach ihrer Vorstellung von Glück, hatte Irene Ferchl einmal geantwortet: „Den Bodensee vor mir, eine Bibliothek hinter mir, und dann nur lesen und schreiben.“ Offensichtlich teilen viele Autorinnen diese Leidenschaft, wie Ferchls Anthologie „Auf einem Badesteg“ zeigt. Sie versammelt Lyrik und Prosa deutschsprachiger Schriftstellerinnen aus zwei Jahrhunderten. Das titelgebende Zitat stammt von Sarah Kirsch: „Ich lag auf dem Badesteg als Wind kam/Er zerließ den See alles geriet in Bewegung.“ Bei dieser Lektüre beginnen die Gedanken, über den See zu schweben. Die Gedichte von Elisabeth, Kaiserin von Österreich, lesen sich dagegen etwas drollig.

Irene Ferchl, 1954 am Bodensee geboren, hat viel Überraschendes über rund zwei Dutzend Gewässer zwischen Kanada und Italien zusammengetragen. Wieder einmal nimmt man sich vor, alles von Vicky Baum zu lesen, der Unterschätzten. Der Auszug aus dem Roman „Hell in Frauensee“ ist dicht, spannend und wasserreich. Zsuzsanna Gahse lässt in „Licht-Logbuch“ Wörter wogen wie Wellen, auf und abschwellend. „Der See liegt still im Abseits.“ schreibt sie, und weiter: „Nicht melancholisch, sondern leer. Wie weit reicht meine Seele, dass sie die Landschaft entleert.“ So kommen Natur und Literatur zusammen: Sage mir, wie es dir geht,

und ich sage dir, was für einen See du siehst. Klugerweise hat Ferchl das Buch in Kapitel gegliedert. Mal dürfen die Gewässer düster sein, mal heiter, und auch mal verführerisch.

In Virginia Woolfs „Faszination des Teichs“ liest man ihr Ophelia-Ende immer mit. Andere Abschnitte tragen den Charakter von Reisereportagen, etwa wenn Geno Hartlaub amüsiert eine „Tour du lac“ beobachtet: „Vielleicht bewegt sich der Dampfer schon lange nicht mehr, und sie lassen da hinten ein Fließband mit aufgemaltem Panorama ablaufen: Fischerhafen, Kastell, Pinienhain, Kapelle auf dem Bergvorsprung, dann fängt das Programm wieder von vorne an.“ Wird man noch einmal eine Seerundfahrt antreten können, ohne diesen Verdacht zu wägen?

Gegen Ende stößt man noch einmal auf Sarah Kirsch, die sich genervt vom dauernden Seebenbeschreiben zeigt: „Meingott ich habe in diesem Jahr, dacht ich/reichlich Verse vom See geschrieben der dort/im Brandenburgerischen liegt“. Es sei an der Zeit, sich in eine andere Gegend zu begeben, doch „da begann ich eines Tages das Angeln, und alles war neu.“ Sich Seen immer wieder neu aneignen, sich ihnen immer wieder nähern, das geht: am Ufer oder auf dem Badesteg – oder mit dieser Anthologie.

Irene Ferchl: Auf einem Badesteg. Schriftstellerinnen am See. Aviva Verlag, Berlin. 192 Seiten, Abb., 17,70 Euro. Buchpremiere heute um 19.30 Uhr in der Stadtbücherei.